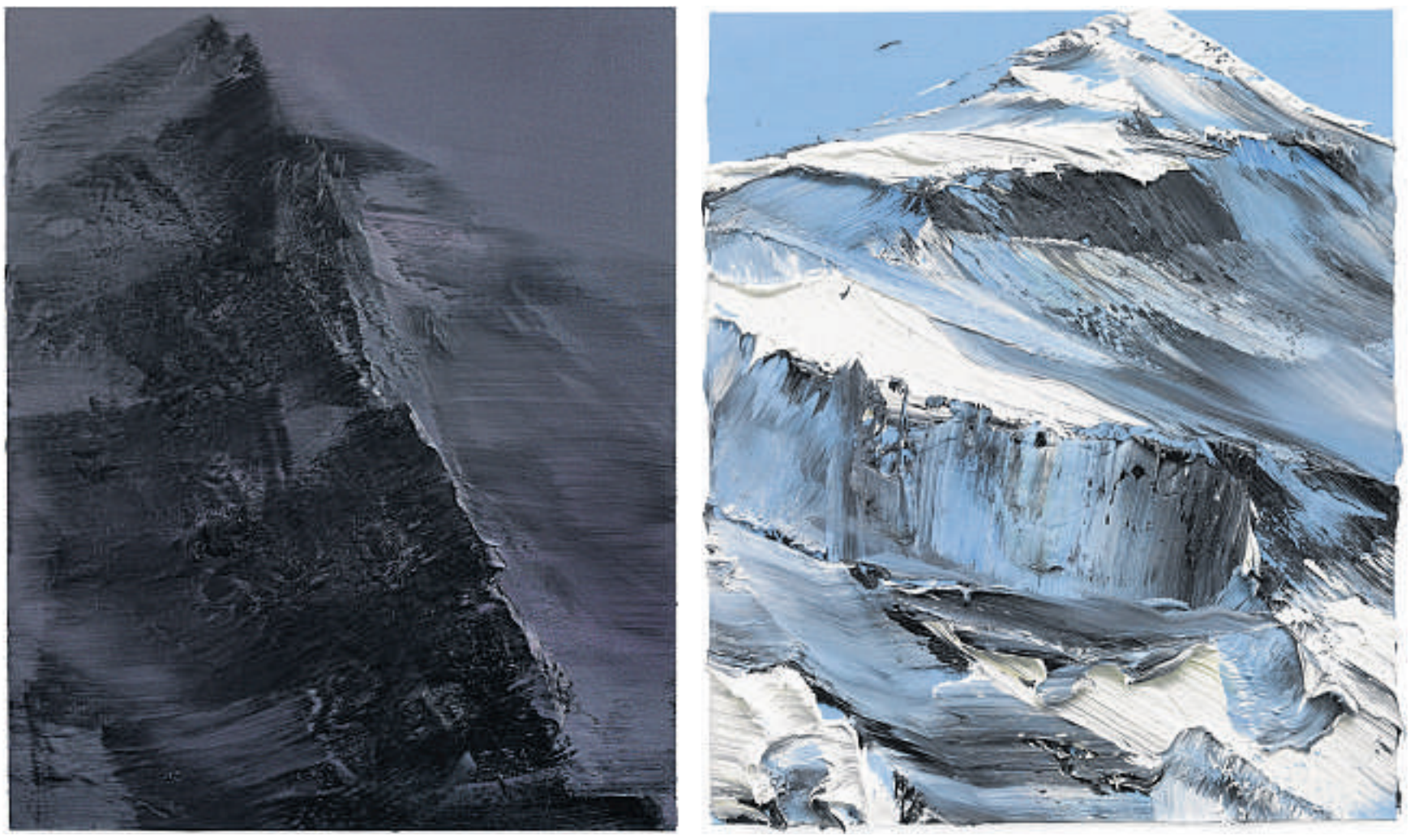


Conrad Jon Godly: «Weder Tag noch Nacht 10», 2013, Öl auf Leinwand, 220×180 cm (links) – «Sol 20», 2013, Öl auf Leinwand, 95×80 cm. BILDER PD

Berge

Conrad Jon Godly malt monumentale Bildvisionen

Suzanne Kappeler · Betritt man die grosszügigen Galerieräume am Zürcher Utoquai, ist man umgeben von Berggipfeln, die in gleissend helles Licht getaucht sind und sich vor stahlblauem Himmel abheben. Ihre Präsenz ist so überwältigend, dass man unwillkürlich etwas zurückweicht. Erst mit der Zeit werden einem die Gipfel vertraut, und man entdeckt ihre Vielgestaltigkeit, auch die Variabilität von Wetterstimmungen, den reliefartig ungewöhnlich pastosen Farbauftrag, ja gar das Fliessen der Farbe über die Ränder der ungerahmten Grossformate hinaus.

Der Maler dieser Bergpersönlichkeiten ist der 1962 in Davos geborene Conrad Jon Godly. Er präsentiert seine jüngsten Werke in der ehemaligen Galerie Bruno Bischofberger, die der Basler Galerist Tony Wuethrich als Zwischennutzung übernommen hat. Von 1982 bis 1986 in Basel bei Franz Fedier zum Maler ausgebildet, verbrachte Godly lange Jahre im Ausland als Werbefotograf – fern der Berge und der Malerei. Vor acht Jahren schliesslich nahm er die Malerei wieder auf, bezog erst ein Atelier in Wien und kehrte dann in seine Bündner Bergheimat zurück. In Sils im Domleschg malt er nun Berge. Es sind die Berggipfel, die er in ausgedehnten Wanderungen studiert, mit der Kamera festhält und dann im Atelier, sich nur vage am Vorbild orientierend, gleichsam als deren Essenz und innere Bildvision auf die Leinwand bringt.

Conrad Jon Godly versteht seine Malerei als Prozess und arbeitet stets in Werkgruppen. Aufgrund der sinnlichen Ausstrahlung und des langsamen Trocknungsprozesses verwendet er vorab Ölfarbe. Diese trägt er mit mächtigen, bis zu siebzig Zentimeter breiten Pinseln Schicht um Schicht auf die Leinwand auf. Die aus der Distanz fast schmerzlich real wirkenden Berge entpuppen sich von nahem als abstrakte Flächenkompositionen, die während eines ziemlich schnellen Malprozesses entstehen. Zu dieser Malweise gehört auch, dass der Künstler weder Vorstudien noch Vorzeichnungen verwendet.

Godlys Malprozess erinnert bisweilen an die Tradition ostasiatischer Tuschmaler, die ihre Bilder ebenfalls in einem Zug und bei höchster Konzentration auf das Papier bringen. So klingt denn vor allem die Gruppe der grauen und schwarzen Bilder bisweilen an die Landschaftsmalerei Japans an. In der neuesten Werkgruppe der dunkeltonigen Bilder tritt das Bergmotiv in den Hintergrund. Die Farbe wird nur noch partiell reliefartig geschichtet. Vor allem die kleinen Formate mit ihrem dynamisch verwischenden Pinselduktus gemahnen an Tuschmalereien oder gar an Aquarelle. Die Abstraktion steht hier im Vordergrund, der Berg bleibt einzig Ausgangspunkt für den malerischen Prozess.

Die Serie der grauen Bilder ist überdies geprägt sowohl von etwas Flüchtigem wie zugleich auch archaisch Elementarem. Die Naturgewalt verliert trotz den verschleiernden Grautönen nichts von ihrer Präsenz und Ausdruckskraft. Hier ist im Gegenteil der geistige Raum von Godlys Malerei besonders stark zu spüren.

Zürich, Tony Wuethrich (Utoquai 29), bis 18. Januar 2014. Publikation Fr. 50.–. www.tony-wuethrich.com

Schneller, als das Ohr erlaubt

Jürgen Kuttner in der Roten Fabrik über Krise und Konjunktur

Florian Schoop · Wer unvorbereitet an einen «Videoschnipselabend» des deutschen Sprachakrobaten Jürgen Kuttner geht, dürfte anfangs vom Wortschwall des 55-jährigen Berliners überfordert sein. Die Nebenwirkungen seiner kaskadenartigen Reden erklärt der Künstler so: «Ich spreche schneller, als Sie hören können. Wenn Sie nach Hause kommen, haben Sie noch 45 Minuten Text vor sich.» In der Tat redet Kuttner nicht nur wie ein Buch; seine philosophischen Abhandlungen über Video-Perlen verschiedenster Art könnten ganze Bände füllen.

Kuttner, Radiomoderator, Kulturwissenschafter und Vater der Fernsehmoderatorin Sarah Kuttner, sieht sich weniger als produktiven Künstler. Seine Kunst sei eher reproduktiver und interpretierender Art. Was er auf der Bühne des Fabriktheaters der Roten Fabrik zeigt, sind denn auch gewitzte und tiefgründige Interpretationen von Videoclips. Ob es sich um ein affiges Musikvideo des Schlagersängers Gunter Gabriel oder um eine skandalöse Performance des Schriftstellers Rolf Schwendter handelt: Ihre wahre Wirkung entfaltet sich erst in der Kommentierung Kuttners. Seit 1996 führt der Ostberliner die sogenannten Videoschnipselabende in Deutschland, Österreich und der Schweiz durch – zu den unterschiedlichsten Themen. In der Roten Fabrik attestiert er der Gesellschaft unter dem Motto «Krise, Kunst und Konjunktur» eine fatalistische Zahlengläubigkeit. Als Beweis zeigt er ein Video aus dem DDR-Fernsehen. Darin wirbelt ein sowjetischer Wirtschaftswissenschafter mit Wachstumszahlen um sich, die die Überlegenheit der Planwirtschaft demonstrieren sollen.

Dieses Video aus längst vergangener Zeit ist für Kuttner hochaktuell: Heute werde man mit einer unglaublichen Menge von statistischen Prognosen eingedeckt. Die Zahlengläubigkeit sei das Leitmotiv, das uns am Leben halte – gepaart mit einer neoliberalen Ideologie. Dass diese durchaus Sinn ergebe, erklärt Kuttner mit einem Augenzwinkern: «Wenn jeder an sich selbst denkt, dann ist an jeden gedacht.»

Seine Kommentare sind aber nicht nur politisch: Mit einer Interpretation eines Videos des Sängers Thomas Fritsch aus den sechziger Jahren zeigt sich Kuttner von seiner humoristischen Seite. Detailversessen weist er auf dessen Augenbrauen-Asymmetrie hin. Ob sich darin bereits die aus dem Gleichgewicht geratene Weltwirtschaft abzeichnete, kann sich jeder Zuschauer selbst denken; nämlich dann, wenn ihn nach der Vorstellung die von Kuttner angekündigten 45 Minuten einholen.

Fabriktheater Rote Fabrik, Seestrasse 395, 5. Dezember.

Lebenskunst – gesungen

«Ars vivendi» im Theaterhaus Gessnerallee

Anne Bagattini · «Ich muss wieder Briefe schreiben statt immer nur E-Mails.» Oder: «Ich muss mir mehr Zeit für mich und meine Familie nehmen – das wird mir guttun.» Die zwei Frauen und der Mann in Wanderkleidung haben nicht nur ihre Rucksäcke mitgebracht zur abgelegenen Alphütte, sondern auch jede Menge gute Vorsätze. Dass diese nicht umgesetzt werden, ist von vornherein klar, doch darum geht es ja im Grunde genommen auch gar nicht.

Der Zweck der Vorsätze scheint vielmehr darin zu bestehen, dass sie den drei Städtern in ihrem lässigen Freizeitlook einen guten Vorwand bieten, sich auch hier, in der (ablenkungs)freien Natur, bloss selbst nicht zu nahe kommen zu müssen.

«Ars vivendi» nennt die Basler Theaterformation Capri Connection ihre neue Produktion, die im Februar in der Kaserne Basel uraufgeführt wurde und nun an drei Abenden im Theaterhaus Gessnerallee zu sehen ist. Wie bereits im Vorgängerprojekt, «Ars moriendi», spannt die Gruppe um die Regisseurin Anna-Sophie Mahler mit der Schola Cantorum Basiliensis, der Hochschule für Alte Musik, zusammen (musikalische Leitung: Anthony Rooley). Teils begleitet von einem Cembalisten oder Lautenisten, teils a cappella intonieren je drei Sängerinnen und Sänger Madrigale des italienischen Frühbarocks. So erklingt ganz zu Beginn, wenn es noch fast dunkel ist, Claudio Monteverdis «Lasciatemi morire». Zunächst sind es nur einzelne Stimmen – bald von hier, bald von da –, die nach und nach als Ensemble zusammenfinden. Der Gesang dieser jungen, schlanken Stimmen ist gerade in seiner Schlichtheit unglaublich berührend.

Umso nervöser wirken vor diesem Hintergrund die «kopfigen», sich selbst völlig fremden Städter (Susanne Abelein, Ursula Reiter, Peter Zumstein), die ohne Punkt und Komma reden: miteinander oder mit dem auch nicht eben schweigsamen Hüttenwart (Hans Jürg Müller). Sie suchen verzweifelt nach einem Sinn in ihrem Leben, wälzen psychologische Ratgeber und philosophische Traktate.

Die jungen Sängerinnen und Sänger, die mit ihrer hellen Kleidung und dem dezenten Auftreten an gute Geister erinnern, unterbrechen das fieberhafte Treiben immer wieder – und vermitteln eine Ahnung von der wahren Lebenskunst (eben «ars vivendi»). Der Effekt ist physisch greifbar: Bei Gesängen wie etwa dem meditativen «Gentil Madonna» spürt man als Zuschauerin, wie der eigene Atem plötzlich von selbst bis ganz in den Bauch hinuntergeht.

Zürich, Theaterhaus Gessnerallee, bis 7. Dezember.

Einblicke

Sophie Hungers Buch mit DVD

Markus Ganz · Kompletter Unsinn sei dies, entfährt es dem Interviewer, als Sophie Hunger ihm ihre selbstauferlegte Regel «Versuche nie zu gefallen» verrät. Tatsächlich widerlegt die Filmdokumentation «The Rules Of Fire», aus der diese Szene stammt, diese Regel mit Konzertausschnitten deutlich.

Trotzdem hat Sophie Hunger diese Stelle im Film belassen, den sie zusammen mit dem französischen Regisseur Jeremiah geschaffen hat. Der stündige Film ist Teil des prächtig aufgemachten Buchs «The Rules Of Fire», das neben Fotos und Texten auch die Film-DVD und zwei Live-CD enthält.

Diese Szene sagt viel aus über eine Person, die sich schon als Kind auf den Bühnen dieser Welt sah, sich nun aber gegen die Vereinnahmung durch das Publikum sträubt. Mit zehn Regeln, auf die der Titel «The Rules Of Fire» verweist, hat sich Sophie Hunger eine Art Selbstschutz für das Abenteuer Pop-Karriere geschaffen. Denn diese wurde in nur wenigen Jahren Wirklichkeit. Nach den Anfängen im Zürcher Klub Helsinki ist die Sängerin, Songschreiberin und Multiinstrumentalistin schnell zu einer international gefragten Musikerin aufgestiegen, die allein dieses Jahr schon über hundert Konzerte gegeben hat. Jeremiah hat Sophie Hunger auf ihrer diesjährigen Europatournee begleitet und sie sowohl auf wie hinter der Bühne beobachtet.

Man sieht eine Frau, die richtiggehend ins Rampenlicht drängt und dort mit ihren Widersprüchen zu kämpfen hat, die sie mit ihren Regeln provoziert. «Erkläre weder dich noch deine Arbeit» hat sie etwa zu Beginn des Films erklärt und will – natürlich – doch verstanden werden. Da kann es nicht verwundern, dass sie mit ihrem Auftreten zwischen Koketterie und Prätention sehr unterschiedliche Reaktionen auf ihre Publikation hervorruft, wie der Film mit erfrischender Offenheit dokumentiert.

Eine Frau sagt, dass an Sophie Hunger eigentlich alles nerve; ein Mann hingegen gibt sich überzeugt, diese Künstlerin sei absolut bescheiden. Sophie Hunger selbst reagiert erstaunlich unsicher auf die Frage der Schauspielerin Natasha Parry, was sie als Musikerin überhaupt mache. Sie erfinde eigentlich Dinge, erklärt sie verlegen.

Der Film zeigt aber auch eine Musikerin, die live in ihren Songs völlig aufgeht. Dies belegen nicht nur packende Konzertausschnitte im Film, sondern noch mehr die 23 Live-Versionen von bekannten und weniger bekannten Songs, die sich auf den zwei beigelegten Live-CD finden.

Die 30-Jährige hat an ihren unzähligen Konzerten nicht nur eine souveräne Präsenz gewonnen. Sie ist grossartig, wenn sie sich und ihre Regeln vergisst und nur noch ihre Songs interpretiert. Denn im steten Ringen um Ausdruck phrasiert sie faszinierend drängend und spannungsgeladen.

Sophie Hunger: The Rules Of Fire (Two Gentlemen / Irascible). Konzert: Zürich, Volkshaus, 22. Dezember, 20 Uhr. TV-Ausstrahlung: SRF1, «Sternstunde Musik», 8. Dezember, 23.25 Uhr.

Sprachbesessener Bürgerschreck

Serge Ehrensperger gestorben

rbl. · Wie erst jetzt bekanntwurde, ist am 24. November der Schriftsteller Serge Ehrensperger im Alter von 78 Jahren gestorben. 1935 in Winterthur geboren, promovierte er bei Emil Staiger über Novalis, ehe er journalistisch und alsbald auch literarisch tätig wurde. 1969 erschreckte er das Bürgertum mit seinem deftigen Romandebüt «Prinzessin in Formalin». Dem Erstling folgten weitere Bücher, in denen er seinen Leidenschaften – Eros, Sprache, Rebellion – huldigte. Einem RAF-Attentäter, der deutschen Vergangenheit, Francos Spanien oder seinem Leben als Erotomane widmete er Romane, und 2006 übersetzte er – nicht mit Grazie begnadet – Paul Verlaines späte erotische Gedichte.